

## LADISLAV FUKS

---

### Die Herzogin und die Köchin

*Erstdr. 1983  
(Auszug)*



LADISLAV FUKS

Geb. 1923 in Prag, gest. 1994 ebd.

Der Sohn eines Polizeibeamten mußte nach der Matura an einem Prager Gymnasium (1942) als Zwangsarbeiter in Göding arbeiten. Nach dem Studium der Philosophie, Psychologie, Kunstgeschichte und Pädagogik an der Prager Karlsuniversität (1945–1949) war er in einer Papierfabrik und von 1955 bis 1963 in der Staatlichen Denkmalspflege und in der Nationalgalerie in Prag beschäftigt. Seit seinem erfolgreichen literarischen Debüt mit dem Roman „Pan Theodor Mundstock“ (Herr Theodor Mundstock, 1963, deutsch 1964) war Fuks als freiberuflicher Schriftsteller tätig. Bis zum Beginn der siebziger Jahre verwendete er in Romanen (u. a. „Spalovač mrtvol“ [Der Leichenverbrenner], 1967) wie auch in Erzählungen das Thema der Judenverfolgung, um es mit Mitteln der Groteske und der Phantastik zu allgemeingültigen Parabeln der Unmenschlichkeit und der existentiellen Bedrohung des Menschen durch die Macht zu überhöhen. Im Unterschied zur überwiegenden Mehrheit führender tschechischer Autoren gliederte sich Fuks nach der Niederschlagung des Prager Frühlings in das staatlich sanktionierte Kulturleben ein und hatte keine Publikationsprobleme. In dem Ende des 19. Jahrhunderts in höchsten Kreisen spielenden Roman „Vévodkyně a kuchařka“ (Die Herzogin und die Köchin), dem ausladendsten und detailreichsten tschechischen belletristischen Werk über Wien, für das Fuks in den siebziger Jahren vor Ort umfangreiche Recherchen angestellt hatte, versuchte er einerseits, Wien als manieristische Wunderkammer und Stadt des Luxus auferstehen zu lassen, und andererseits, die Gründe für den drohenden Zerfall der Monarchie zu analysieren.

[...] Als die Herzogin mit dem Fürsten in den Salon trat, fiel ihr erster Blick auf seinen alten, harten Stuhl aus Holz und auf einen neuen mit Samt bezogenen Jugendstilfauteuil, der diesem gegenüber stand. [...] Noch bevor sie Platz genommen hatten, brachte der Kammerdiener eine Flasche roten Bordeauxwein, den Haut-Brion, mit dem sich der Fürst schon an der Tafel die Lippen genetzt hatte. Der Kammerdiener öffnete die Flasche, die Herzogin bedeutete ihm, er könne sich zurückziehen, und als er die Tür geschloß, und sie sich mit dem Fürsten an den Tisch gesetzt hatte, schenkte sie selbst den Wein in zwei wunderschöne vergoldete Becher ein. [...] Der Fürst [...] gehörte dem österreichischen Hochadel an, seine Wiege war die Monarchie, und achtzig Jahre lang waren hier seine Lebenserfahrungen gereift. Wenn sich die Herzogin schon nicht um Politik und nicht einmal um die Landesverteidigung im Falle eines Krieges kümmerte, so ließ, was das Land unmittelbar in seinem Inneren betraf, sie nicht unbeteiligt, und genau darüber wollte sie etwas hören, und zwar von ihrem Onkel, einem Österreicher. Bei ihrem vorletzten Besuch hatte der Onkel, als er während ihrer Unterhaltung auf das Anhäufen von Geld zu sprechen gekommen war, unwillkürlich eine Bemerkung fallen lassen. Und jetzt sagte er: „Ich bin am Vorabend eines großen Ereignisses angelangt, laßt den Vorhang herunter, das Spiel ist zu Ende ...“, dabei war jedoch von ihm selbst die Rede ... Ja, die Herzogin hatte bei dem heutigen Gastmahl an Petronius gedacht. [...]

„Fürst“, sagte sie in dem kleinen Salon vor dem Haut-Brion zu ihrem Onkel, „ich hatte bei Ihrem Toast an der Tafel den Eindruck, daß sich in Ihren Worten die ernsthafte Sorge um das Schicksal unseres Vaterlandes spiegelte. Um Vaterland, Monarchie und Thron. [...]

Der Fürst schaute eine Weile irgendwohin zu der zweiten Tür, über der das Bild mit den Engelchen hing, dann zu der hölzernen Bibliotheksleiter neben der Wand und schließlich blickte er starr auf den Betstuhl mit der Säulenuhr darauf. Erst dann senkte er

seinen Blick auf den vor ihm stehenden Kelch mit dem Rotwein und begann zu sprechen.

„Hast du im Sinn, was ich neulich sagte, als ich mich über Vermögen, Fabriken, die Verbürgerlichung des Blutes äußerte ..., dich betrifft das freilich nicht, dir ist Besitz nicht ans Herz gewachsen, du gründest keine Fabriken und richtest auch dieses Hotel nicht des Profites wegen ein ..., wiewohl, warum dann eigentlich ...“, er blickte mit einem Lächeln zur Seite, „das weiß ich bis heute selber nicht. Wenn du es aber wissen willst ...“, der Fürst zuckte leicht mit den Achseln und betrachtete die Tischplatte mit dem Blick von Menschen, die über etwas nachdenken ... und dann richtete er sich ein wenig auf und sagte:

„Du schreibst ein Theaterstück über das Ende des Römischen Reiches und liest Bücher über die Geschichte. Und daher hast du vielleicht bemerkt, daß es keinen besseren Weg gibt, das Leben zu begreifen, als die Geschichte zu studieren. Weshalb? Weil gerade sie belegt, daß es nichts Dauerhaftes und Ewiges auf Erden gibt, sondern nur Zeitweiliges und Vergängliches. So wie ein einzelner Mensch geboren wird und stirbt, werden Völker geboren und sterben, entstehen und vergehen Länder, Reiche und ganze Gesellschaftsgefüge. Es hat Herren und Sklaven gegeben, Obrigkeit und Untertanen, hörige und freie Bürger, verschiedenste religiöse Parteien sind entstanden. Heute“, sagte er mit Nachdruck, „heute ist das anders. Heute entstehen ... vor den Augen des Throns ... politische Parteien, Parlamente, die Menschen wählen ihre Vertreter und entscheiden über die Regierung mit. Nichts Neues, wirst du einwenden, Demokratien, Republiken, Senate hat es auch schon im alten Griechenland und Rom gegeben, aber heute ..., heute ist es anders. Oder es beginnt anders zu werden, Sophie ...“

Die Herzogin blickte ihren Onkel an und lauschte. Und der Fürst fuhr fort.

„Leider Gottes ist das nicht alles. Leider Gottes nimmt die Arbeitslosigkeit zu und Not greift um sich – ich will nicht behaupten, daß sie schlimm ist, aber dennoch, jeder hat seine eigenen Maßstäbe dafür – und die Notleidenden rebellieren. Es hat auch früher verschiedene Revolten gegeben, zum Beispiel die Bauernaufstände, doch das war etwas anderes ... Heute empfinden diese Armen die Armut stärker, es sind ihrer auch mehr, und ihre Unzufriedenheit wächst. Hie und da zeigen sie sie, durch einen Aufmarsch, einen Streik oder eine Demonstration ..., stets vor den Augen des Throns ...“

Aber auch viele Gebildete haben immer mehr das Gefühl, daß Reformen und Veränderungen nötig sind. Trotz der ganzen Reformen und Veränderungen in den letzten fünfzig Jahren verspüren viele das Bedürfnis nach weiteren Reformen und Veränderungen und bemühen sich tatkräftig um sie. Frag' nach, reformiere, verändere etwas, und du wirst es verstehen. Einfach gesagt, was früher, vielleicht ganze Jahrhunderte lang, gegolten hat, hat heute gleichsam den Boden verloren und zu gelten aufgehört, ja, vor den Augen des Thrones, weil sich die Zeit und die Welt ändern, Sophie. Die Zeit und die Welt ändern sich, Sophie“, sagte der Fürst noch eindringlicher, „und sie ändern sich deshalb, weil sich, was früher Geltung hatte, überlebt, weil die Macht von einzelnen in die Macht vieler übergeht, und weil auch das Vermögen seine Besitzer wechselt. Es konzentriert sich wieder in den Händen Einzelner, darin besteht kein Unterschied ... wir haben dieses Thema neulich gestreift ..., aber es sind absolut andere Hände. Die Hände von Unternehmern und Kapitalisten.“

Die Herzogin saß da, blickte ihren Onkel an, lauschte, und der Fürst schaute irgendwohin auf die Zimmerdecke.

„Die Französische Revolution war ein Signal, Sophie. Die Aufklärung, der Liberalismus ..., für dich ist das ja nichts Unbekanntes, dein Vater hatte dafür ... manchmal fast schon übertriebenes ... Verständnis. Aber die Revolution ist nicht einfach nur so entstanden ..., und darin liegt leider das Problem. Sie wurde geboren und reifte jahrhundertlang heran, bis sie eines Tages am geeigneten Ort und zur richtigen Zeit ausbrach. Geboren und reif wurde sie, und hier steckt leider das Problem, mitten unter den Menschen, in der Gesellschaft, später in den Völkern. Und genau dort, unter den Menschen, in der Gesellschaft, in den Völkern wird auch heute ständig etwas geboren und reift heran, vor den Augen der Krone und des Throns. Man kann es unterdrücken, jawohl“, der Fürst nickte jetzt ziemlich heftig, „unterdrücken, wie es der Wiener Kongreß getan hat, Fürst Metternich, aber für wie lange? Es waren nicht einmal volle fünfunddreißig Jahren verstrichen, und das Jahr achtundvierzig kam, und du weißt, was es bedeutet hat. Revolution im ganzen Reich, wie auf Verabredung. In Ungarn, in Prag, in Italien, aber auch hier, bei uns, in Wien, direkt vor dem Thron, unter den Fenstern der Hofburg. Ich habe es miterlebt, ich war siebenunddreißig Jahre alt. Ich hielt mich damals gerade in Millstatt auf, mein damaliger Kammerdiener kam und sagte: ‚Durchlaucht, in Wien

geht was vor. Und auf meine Frage, was es sei, sagte er: ‚Vielleicht nennt man das Revolution ...‘ Die einen denken sich törichterweise, die unzufriedenen Herrenstände hätten sie angezettelt, wie manchmal in der Vergangenheit, keineswegs, es war anders ... Jemand anderer bildet sich einfältig ein, hätte man diese Bewegungen zerstreut, wären sie verschwunden. Erstens ist es bedenklich, daß es in unserem lieben Land überhaupt zu solchen Bewegungen kommen konnte, und zweitens ..., was genauso ernst ist, daß sie in unserem gesegneten Land nicht anders als mit Waffen, das heißt mit anderen Worten ... mit Macht unterdrückt werden konnten. Und was ging daraus hervor? Nach zwei Jahren zwar der Bach’sche Absolutismus, doch hat er sich gehalten? Das Patent von 1861, die Zusammensetzung des Reichsrates, ein Abgeordnetenhaus mit von den Landtagen gewählten Vertretern, das Herrenhaus nur als ein Teil davon, die Verfassung des Jahres 1867, der neue Anfang eines neuen Endes. Schlicht, Veränderungen haben nach den Revolutionen eingesetzt, die Ideen haben sich verstärkt ... und all das lebt und wächst heute weiter. Ich bin alt und gehe nicht mehr aus, aber, Sophie, das sehe ich ...“

Die Herzogin saß da, schwieg und lauschte, und ihr Onkel war jetzt leicht erregt. Sein freundliches, rosig angehauchtes Gesicht schien sich verdüstert zu haben, und seine Augen wirkten, als wären sie etwas eingefallen. Und dennoch ... diesen Eindruck hatte die Herzogin ..., trotz allem ... war der Onkel ruhig. „Erregt und ruhig“, dachte sie, „was ist das? Entweder er täuscht diese Ruhe vor ..., so wie er wahrscheinlich vorgespiegelt hatte, gesund zu sein, oder es ist eine Ruhe, die von der Ohnmacht des Alters kommt, oder eine Ruhe, die ihm seine Seele spendet.“ Und sie blickte zu ihm auf, und er fügte hinzu:

„Die Zeit ändert sich, die Welt ändert sich, und die Monarchie steht heute zwischen zwei Feuern. Nun, das ist meine Sicht der Dinge, die du vielleicht hören wolltest.“

Die Herzogin nippte kaum merklich an ihrem Wein und überlegte rasch. Es kam ihr vor, der Onkel habe den Eindruck, schon alles gesagt zu haben. Diesen Eindruck hatte sie nicht.

„Möchten Sie noch etwas trinken?“ lächelte sie und hob neuerlich ihren Kelch. Ihr Onkel kam ihrer Aufforderung nach. Er hob sein Glas und tat einen kleinen Schluck.

„Sie sagten“, lächelte sie, „die Monarchie steht zwischen zwei Feuern? Darf ich Sie bitten, was Sie damit zu meinen geruhen?“

Und wieder betrachtete der Fürst die Tischplatte, wie es Menschen tun, die über etwas nachdenken, und sagte:

„Das eine Feuer, das uns verbrennt, sind unsere Völker, die die Selbständigkeit wollen. Autonomie, vereinzelt auch die Abspaltung vom Habsburgerthron. Denk' an die Magyaren im Jahre 1867. Kronprinz Rudolf wußte es und hatte Pläne, die er verwirklichen wollte. Auch Franz Ferdinand, den in meinem Haus als Gast zu empfangen, ich gerade die Ehre habe, hat von so manchem Kenntnis. Viele Leute wissen sichtlich nicht, womit er sich gerade befaßt, Seine Majestät verbieten ihm jegliche politische Betätigung. Sophie, er beschäftigt sich mit der Idee Vereinigter Staaten von Österreich-Ungarn.“ Und er erklärte das seiner Nichte in knappen Zügen.

„Der Plan ist in Amerika in ihm gereift. Jeder Staat sollte sich auf seine Art entwickeln, kein Volk würde mit dem anderen in Konkurrenz stehen, und alle würden gleichberechtigt unter der Habsburgerkrone leben. Man ist fast verblüfft, was für eine Idee das ist. Die Nationalitätenfrage wäre gelöst. Man könnte sich aber auch fragen ..., ob das heute ... überhaupt noch ausreichen ... oder ob es sich halten würde. Ich glaube“, sagte er plötzlich irgendwie schroff, als würde er sich selbst übertönen, „daß es unmöglich ist. Ein kleines Beispiel. Es ist ein paar Tage her, daß Badeni in den böhmischen Ländern Tschechisch als Amtssprache eingeführt hat, der Versuch einer Reform auf sprachlicher Ebene, und schau, was daraus entstanden ist.“ Der Fürst sah die Herzogin an und erkannte, daß sie nicht wußte, was daraus entstanden war. Und so sagte er trocken:

„Neue nationale Tumulte, Sophie. Die Deutschen demonstrieren und schreien: Weg mit Badeni!, und im Parlament schreien sie sogar: Weg mit Österreich! Jetzt, gerade jetzt in diesen Apriltagen, unsere Deutschen, unsere deutschen Studenten, und da geht es nur um eine Sprache und um ein Volk. Seine Kaiserliche Hoheit täuschen sich gewaltig mit diesen Vereinigten Staaten, aber ich werde ihm gegenüber keine Andeutung machen, ich bin schon ein alter Mann, er könnte meinen, daß ich die Epoche und die Zeit nicht verstehe, daß ich unter der Botmäßigkeit des Kaisers stehe, vielleicht findet er ein paar junge Freunde, die er nicht verdächtigen wird. Aber unsere unseligen Nationalitätenverhältnisse sind nur das eine Feuer. Das zweite sind die Arbeiter in den Fabriken und auf den Gütern der Großgrundbesitzer, die alle höhere Löhne,

eine erträglichere Arbeit, die Erfüllung ihrer Forderungen wollen. Und wie die nationale, so verweist auch die Arbeiterpartei auf ihre Rechte und macht ihre Sache zu einer heiligen Sache.

Ministerpräsident Taaffe hatte nicht die schlechtesten Pläne. Ich erinnere mich, wie er bei seinem Amtsantritt vor zwanzig Jahren mit dem liberalen Kapitalismus abrechnete und dafür von der Klerikalenpartei gefeiert wurde. Dann versuchte er, die Wiener Arbeiterschaft für sich zu gewinnen, die er vorher verfolgt hatte, wie er nur konnte, und als er seine Wahlreform ankündigte, rechnete er mit ihrer Unterstützung. Aber er hatte sich geirrt und kam zu Fall. Der heutige Badeni hat gleichfalls Reformgedanken, ich spreche gerade von ihnen, ist aber heute genauso gefährdet wie Graf Taaffe vor vier Jahren, und, Sophie ..., lange wird er sich nicht halten. Wenn man das alles verfolgt, kann man den Eindruck gewinnen, daß alles vergeblich ist. Egal, ob man das eine oder das andere tut. Ob man volle Schüsseln oder eine leere Hand gibt. Man kann den Eindruck gewinnen, daß nichts mehr zu reparieren ist. Zu sehr hat sich schon die Zeit gewandelt, zu anders ist die Welt, und was gestern noch ging, geht heute nicht mehr. Die zwei Feuer sind da, und was dazwischen ist, überlebt sich immer mehr und wird immer schwächer.“

Die Herzogin saß reglos da, blickte ihren Onkel an und schwieg. Sie schwieg und dachte nach. Dann, ganz unerwartet, vernahm sie schwache Musik. In einem der weiter weg liegenden Salons spielte ein Kammerorchester, und es war ein Walzer. Der Onkel hörte ihn offenbar nicht, und der Herzogin schoß durch den Kopf, daß jemand anklopfen und sie ersuchen könnte, zu den Gästen zurückzukehren. Sie konnte sich nämlich des Eindrucks nicht erwehren, daß ihr Onkel, wenn er wollte, noch etwas sagen könnte.

„Vielleicht findet das, von dem Sie zu meinen geruhten, es überlebe sich und würde schwächer“, bemerkte sie mit etwas übertriebenem Trübsinn, „wieder zu seiner alten Kraft zurück und erholt sich wieder, erlebt eine Auferstehung ...“, und erfreut akzeptierte sie, daß ihr Onkel sie unterbrach.

„Sophie“, sagte er, und sein Blick war irgendwohin ins Unbestimmte gerichtet, „eine Kraft existiert heute. Noch dazu eine, die die Feuer, von denen ich sprach, miteinander verbindet ... und nicht nur bei uns, sondern in fast ganz Europa. Weißt du, was das ist?“ fragte er, hatte aber den Eindruck, daß seine Nichte es nicht wisse, und sprach es daher aus: „Die ... Sozialdemokraten.“

„In diesen Apriltagen“, sagte er, „sind es genau dreiundzwanzig Jahre her, daß diese Partei vor den Augen des Throns bei uns gegründet wurde. Die verschiedenen Parteien, die Liberalen, die Alldeutschen, die Christlichsozialen, die Radikalen und so weiter, bekämpfen einander, die Sozialdemokraten jedoch glauben niemandem, sie lassen sich mit keinem verkuppeln, weder früher mit Taaffe, noch heute mit Badeni, und sie beharren auf ihrer Meinung. Und ich kann mir nicht helfen, mir scheint, daß sie als einzige stark sind, auf die Menschen wirken und sicher sind, daß sie gewinnen werden. Sie verbinden die zwei Feuer, zwischen denen wir uns befinden, zu einer einzigen Esse ..., zu etwas, was man in unseren steirischen Hütten sehen kann, und daraus kann sich ein Brand erheben. Und alles, was war und was heute ist, kann in ihm zugrundegehen und alles andere und Künftige daraus hervorgehen. Und was das sein wird? Das weiß höchstens Gott. Aber Krone und Thron wird es nicht gut bekommen. Dieses Reich, Sophie, besteht jahrhundertlang. In der Hymne singt man ‚Österreich wird ewig steh’n!‘ und man singt auch ‚Österreichs Geschick bleibt mit Habsburgs Thron vereint!‘. Das erste, die ewige Dauer des Reiches, ist Dichtung. Alles vergeht, nichts ist ewig, nur Gott und die menschliche Seele haben ein Patent auf die Ewigkeit. Aber das zweite, vom Schicksal des Habsburgerthrons ..., vom Schicksal Österreichs, das mit ihm vereint ist ..., daß das statt Dichtung nur nicht ... eine Prophezeiung sein möge. Möchtest du noch etwas, Sophie?“

Jetzt, erst jetzt, spürte die Herzogin, daß sie nichts mehr wollte.

Sie betrachtete das leicht rosig angehauchte Antlitz mit den feinen Altersfältchen, das noch immer irgendwie verdüstert schien, die Augen, die immer noch eingefallen wirkten, und unter dem Hals den Orden des Goldenen Vlieses. Er saß ihr gegenüber vor seinem vergoldeten Weinkelch und blickte sie an. „Er ist alt“, dachte sie, „wirklich sehr alt, aber er verfolgt wahrlich immer noch eine Menge Dinge und bildet sich eine Meinung. Und diese Ruhe“, dachte sie, „er täuscht diese Ruhe nicht vor. Er zweifelt, verzagt, düstere Visionen erregen ihn, aber er ist wirklich ruhig, und das kommt aus dem Wissen darum, daß er fortgehen wird. Daß sein Vorhang fällt. Es ist eine Ruhe aus dem Bewußtsein des Todes ...“, und ehe sie diesen Gedanken vollendet hatte, schien er durch den Fürsten bestätigt zu werden. Weil er noch hinzufügte:

„Wir leben in keiner allzu guten Epoche, Sophie, auch wenn es immer noch irgendwie geht. Wo sind die Zeiten, Maria Theresias etwa ..., doch ich bin wahrlich alt, vielleicht irre ich mich, bestimmt kann ich aber an der heutigen Entwicklung nichts mehr ändern. Ich kann nichts mehr aufhalten und nichts besser machen, damit habe ich mich abgefunden. Doch eines ist sicher, glaube ich“, sagte er, „es hat das goldene Zeitalter auf Erden einmal gegeben. Damals, als das Gold noch nicht regierte. L'âge d'or était, l'âge où l'or ne régnait pas. [...]“